

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Freitag, 8. November.

1929.

(Schluß.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß so etwas derart interessant sein könnte“, meinte Herr Landmann, der im Klub mit sämtlichen Mitgliedern vor dem Lautsprecher saß und ganz den Kartentisch vergessen zu haben schien.

„Ich finde, diese Boxerei wird erheblich überschätzt“, sagte Macenauer und machte ein geringschätziges Gesicht. Er hatte vorhin stark an Landmann verloren und brannte auf Revanche.

„Achtung! Dritte Runde! Taylor zieht seinen Zeitpunkt gekommen, er treibt Frank vor sich her, bis in dessen Ecke. Harter Widerstand, sehr furchtbare Schlagserien, keiner zieht auf Deckung, wild schlagen sie aufeinander los. Frank kämpft sehr unvorsichtig, er will den Kampf zu rasch beenden, doch der Amerikaner ist zu stark, um in ein paar Runden... Da, Frank hat einen furchtbaren Schwinger eingefangen und ist durch die Seile auf den Presstisch gestiegen... Butler zählt... one... two... three... Frank ist aufgestanden und klettert ohne jegliche Hilfe wieder... seven... in den Ring durch die Türe... jetzt steht er, und Taylor stürzt auf ihn los, der Deutsche, anscheinend mehr überrascht als benommen, läßt sich nicht zurückdrängen... Er trifft den Weltmeister viermal am Kinn, doch ohne genügende Kraft. Taylor weicht aber etwas zurück, tänzelt, stürzt sich wieder auf den Gegner, Butler trennt. Der Gong bricht die Runde ab.

Das Publikum ist sehr aufgeregt; jedesmal, wenn einer der beiden einen Schlag landet, glaubt man, ein Gebrüll von einer Million Büffel zu hören, wobei die Namen beider Kämpfer abwechselnd gerufen werden. Taylor hat mehr Anhänger, aber der Deutsche hat durch sein mutiges Angreifen viele Sympathien erobert.

Achtung! Vierte Runde! Taylor beginnt zu boxen, er läßt seine Linke spielen, so daß Frank nicht recht an ihn herankommt und viel einstecken muß; dabei kommt Taylors Rechte leicht und schnell und sehr sicher gezielt, jedesmal, wenn der Deutsche einen Vorstoß unternimmt. Frank läßt sich nicht einschüchtern. Er will durch und geht ohne Pause vor. Wundervoll, wie er immer auf das Tempo drückt. Beide sind für Halbschwergewichte unerhört schnell, die Fufarbeit ist einwandfrei, zwei wirkliche Könner stehen sich hier gegenüber. Frank hat wieder schwer getroffen, Taylor geht in Verteidigungsstellung, der Hieb muß sehr hart gewesen sein, kam direkt auf die vierte Rippe, aber Frank ist zu stürmisch, er drängt zu hart, Taylor kann sich an den Seilen abschneiden und Frank umklammern. Butler muß trennen. Hören Sie? Der Beifall ist sehr stark. Überall wird Frank gerufen. Gong!

„Wie lange so ein Kampf dauert!“

„Ja, Papa.“

Das Herz klopfte mit dem Becker im Takt, der während der Pausen eingeschaltet wurde.

Achtung! Fünfte Runde! Frank hat von Somerset Beisung erhalten, alles aus sich herauszugeben, was er noch drin hat. Das Tempo ist beängstigend, das kann nicht gut gehen. Frank schlägt jetzt ohne Pause aus allen Lagen mit einer Festigkeit, daß der Meister gar nicht weiß, wo er alle Hände zur Deckung hernehmen soll. Die Deutschen schreien: „Feste, Frank! Feste!“ Taylor ist kändig auf dem Rückzug, er nimmt, wie nach

nie in einem Kampf, so einen Gegner hat er noch nicht gehabt. Frank liegt klar nach Punkten vorn, aber die Distanz ist lang, immer noch sieben Runden! Taylor lauert auf einen Moment, auf eine Gelegenheit... Jetzt... er hat Frank mit einem furchterlichen Kinnhaken abgefangen, aus der Deckung heraus sich hochgerissen... Der Deutsche fällt auf die Bretter, auf den Rücken... „

„Au, laß meinen Arm los!“

„Papa, Papa...“

Herr Gedovius mußte sich den Schweiß von der Stirn abtrocknen; noch nie im Leben, nicht mal im Dampfbad, hatte er innerhalb weniger Minuten so viel abgenommen.

„Verflucht“, sagte Landmann und dachte an sein Buch: „Wie ich Weltmeister wurde.“

Butler zählt... der Deutsche ist erledigt... er dreht sich um. Will sich aufrichten. Somerset ist ganz blau im Gesicht und schreit in einem fort: „Hans! Auf! Los!“ Schlägt mit der flachen Hand auf die Bretter. Frank bewegt sich, geht in die Knie... Butler ist bei 7, der Deutsche erhebt sich unter tosendem Geschrei der Zuschauer, seine Augen sind verglast, er scheint kaum zu begreifen, was vorgeht. Jetzt steht er wieder auf den Beinen, Taylor ist sofort wieder am Mann und schlägt zwei kurze Haken. Frank fällt hinten über, überschlägt sich, steht sofort wieder auf... Da, Taylor wird getroffen, nochmal, Frank schlägt rasend auf ihn ein, anscheinend mit letzter Kraft. Taylor geht zu Boden, er ist schwer am Halse getroffen... Die Zuschauer rasen, brüllen, man kann nichts mehr verstehen, selbst hier am Ring sieht man Butler nur zählen, man hört ihn nicht... Gong! Die Runde ist zu Ende.

Das Publikum weiß sich kaum zu lassen; alle Lampen flammen auf, damit die Polizei die Ruhestörer finden und ins Freie befördern kann, denn es sind überall Streitigkeiten ausgebrochen; die Temperamente plagen aufeinander. Im Ring arbeiten die Masseure fieberhaft an den beiden Kontrahenten, Sabin und Somerset geben letzte oder neue Anweisungen. Taylor ist ernst, er scheint doch über das Können des Gegners falsch informiert oder stark überrascht zu sein. Frank lacht.

„Achtung!“... rrrrrrr tsstststststst rrrrrr tsstststststst „Zum Donnerwetter, was ist denn das? Ich höre nichts.“

„Dreh doch nicht immer, Papa! Es wird schon wiederkommen.“

„Verfluchte Schweinerei“, schimpfte Landmann.

„Gerade, wo es interessant wird...“

Achtung! Hier Berlin! Eine kleine Störung am Mikrophon, gleich... da ist New York wieder...“

... stürzt auf den Gegner, bearbeitet ihn mit schweren Haken, seine Beine scheinen sich in den Boden zu bohren, die Adern sind angeschwollen, der Gegner sucht vergebens abzuweichen, die Hiebe prasseln nun auf Körper, Kopf und Arme, ganz gleich, wohin. Eine seltsame Wut scheint ihn gepackt zu haben... Jetzt hat er den Gegner in der eigenen Ecke festgeklemmt... „

„Von wem redest er eigentlich, Papa?“

„Keine Ahnung. Sei doch still!“

... Taylor ist sehr mitgenommen, er schlägt ziemlich planlos, ohne sich aus der Umklammerung frei-

machen zu können, aber er lauert wieder auf einen günstigen Moment . . . Da, jetzt macht er sich wieder frei. Frank steht fast ungedeckt vor ihm, Taylor schlägt . . . Der Deutsche ist schneller . . . ein Gerader auf das Kinn, ein Haken hinter das Ohr . . . der matte Arm des Weltmeisters trifft den Gegner, dann fällt er zusammen. Frank springt in eine neutrale Ecke. Butler zählt . . . Ich muß mir die Ohren zuhalten, so schreien die Leute. Alle haben gesehen, daß es zu Ende sein muß. Taylor dreht sich auf den . . . Butler zählt . . . „ten“ . . . aus!

Frank läuft herzu, man trägt Taylor in seine Ecke, er ist stark mitgenommen. Das Gebrüll ist nicht mehr zu ertragen . . . man stürmt den Ring . . . Donnerwetter, passen Sie doch auf! . . . die Leute steigen auf die Bretter . . . Verflucht, man wirft mein Mikrophon. . .

Achtung! Achtung! Hier Berlin! Die Übertragung ist beendet, aus New York kommen keine Zeichen mehr, anscheinend ist das Mikrophon bei dem Tumult umgerissen worden. Unser heutiges Programm ist damit beendet. Auf Wiederhören morgen früh um 9 Uhr bei dem Vortrag von Professor Hufsternmann über „Die kunstvollen Nester unserer Singvögel“. Wir wünschen Ihnen eine gute Nacht. Vergessen Sie nicht, die Antenne zu erden.“

Olga lag auf den Knien, hatte den Kopf in ihres Vaters Schoß vergraben und weinte. Der streichelte ihr weiches Haar.

„Na, na, nicht weinen, Kind; was hast du denn?“

Er sah auf die Uhr

„Es ist halb drei. Wie ist das eigentlich mit dem Schwiegersohn, den du mir vorstellen wolltest?“

Sie hob den Kopf, trocknete die Tränen ab.

„Das war er doch!“

„Wer denn?“

„Hans Frank!“

„Ein Boxer?“

„Er boxt nicht mehr, er hat es doch nur getan, um sich Geld zu verdienen, damit er sich eine Existenz gründen kann.“

„So? Was ist er denn von Beruf?“

„Buchhändler.“

„Das paßt ja wohl? Wie?“

Und er fuhr ihr wieder über das Haar, und wieder und wieder . . .

Gegen Morgen, als die letzten Mitglieder den Klub verließen, kam auch Anton Macenauer die Treppe hinab, warf dem Portier ein Fünfmarkstück in die offene Hand, wofür der Zerberus die Mühe besonders tief zog. Das war sein letztes Geld, jetzt hieß es wieder von vorn anfangen, er hatte in dieser Nacht, die der Teufel holen mochte, sein ganzes Vermögen verspielt. Aus Wut über Franks Erfolg hatte er selbst im Verlust immer weiter gesetzt und nicht nachgegeben, bis vor den Partnern ganze Haufen seiner Visitenkarten lagen, mit zwei, drei und vierstelligen Zahlen bedeckt.

„Hallo! Macenauer! Was machen Sie hier?“

Lebede hatte ihn angerufen. Der war in großer Stimmung, hatte anscheinend viel Alkohol hinter sich.

„Haben Sie gehört? Frank ist Weltmeister? Wir haben im Café Dach die ganze Nacht gefessen und gefeiert. Sie waren wohl im Klub? Schlechter Laune? Was ist los?“

Anton erzählte von seinem Pech in dieser Nacht. Daß Olga geschrieben, verschwieg er, aber daß er sein ganzes Geld verspielt habe und nun ein armer Mann sei.

„Was heißt armer Mann? Hatten Sie Ihr Geld bei sich?“

„Nein, ich habe Karten geschrieben.“

„Na, da sind Sie doch kein armer Mann. Spielschulden braucht man bekanntlich nicht zu bezahlen, die können nicht eingeklagt werden. Kann Ihnen jeder Jurist bestätigen.“

„Und meine Karten?“

„Die können sich Ihre Partner an den Hut stecken. Sie holen Ihr Geld ab und verlassen die Stadt. Damit basta! Oder gehen ins Ausland. Nur im Klub lassen Sie sich besser nicht mehr sehen, denn Spielschulden sind bekanntlich Ehrenschulden.“

„Einen Paß habe ich . . . ich werde nach Frankreich fahren . . .“

„Aber nicht ohne mir vorher für den Rat . . .“

„Natürlich. Kommen Sie mit, wir gehen gleich zur Bank . . .“

Zehn Tage später lief der Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie in den Hafen von Hamburg ein, an Bord den neuen Weltmeister Hans Frank und seinen Manager Sam Somers. Hans war so glücklich wie nie in seinem Leben, Sam dagegen betrachtete das immer näher kommende Land mit gemischten Gefühlen. Von Bord aus hatten sie bereits an die Internationale Box-Union gelabelt, daß Frank eines Augenleidens wegen seinen soeben erworbenen Titel wieder zur Verfügung stellen müsse und sich gezwungen sehe, dem Boxsport Lebewohl zu sagen. So war er also den besten Mann los, den er je besessen, einen Boxer mit tausend Qualitäten und mit einem mutigen Herzen, einer Ausdauer und einer Energie, wie sie nur wenige mit sich herumtragen.

Doch das durfte jetzt nicht weiter stören, er mußte sich freuen mit Hans, und er wollte es auch tun.

„Du, sieh mal, die ganze Rolle ist voll von Menschen, die warten auf dich.“ „Oder auf das Schiff.“

Der Kapitän kam.

„Meine Herren, in sechs Minuten legen wir an, Sie müssen sich fertig machen. Soll ich irgend etwas funken?“

„Funken?“

„Ja“, sagte Hans, „flaggen Sie: Wir grüßen Deutschland und freuen uns auf das Wiedersehen!“

„Für wen ist das denn bestimmt?“, lachte Sam.

„Dort“, sagte Hans, und seine Stimme war rauh, die Tränen kamen ihm in die Kehle.

Er deutete auf die Menschenmenge, wo mitten im Gewühl, dort, wo die Brücke nachher angelegt werden sollte, ein Mädchen stand und mit dem Taschentuch winkte, winkte, winkte . . .

„Das ist sie“, jubelte er.

„Es kann doch auch jemand anderes sein.“

„Nein, es ist Olga, ich erkenne sie . . .“

Und er holte eine Flagge, schwenkte sie über dem Kopf und winkte, winkte, während der Riesendampfer langsam in den Hafen einfuhr.

— Ende! —

Die beiden Unzertrennlichen.

Von Paul Cipperr.

Man kann das Sprichwort „Gleiche Brüder — gleiche Rappen“ in diesem Fall kaum anwenden; wohl aber das andere von den beiden Herzen und dem gleichen Schlag.

Da stehen sie, der Dicke mit den Dadelbeinen (sawohl, schon der alte Brehm hat festgestellt, daß Nashörner gerade so nach innen gebogene Säbelbeine haben wie jener hierfür berühmte Dadelhund) und der Schlante, Schmale, Dünne!

Beide stammen sie aus der Massai-Steppe; ihre eigentlichen Geburtsorte werden wohl am Fuß des Kilimandscharo gelegen sein. In Afrika haben sich „dieses lütte Nashorn“ und das Gnu nicht gekannt, wenigstens nicht in der Freiheit; aber dann kam Herr Lub Sed mit der Tierfangerexpedition des Berliner Zoo, und eines schönen Tags erblickten sich die beiden Kinder der Steppe — im Transvaal.

Das ist selbst für junge Tiere gewiß kein angenehmer Aufenthaltsort; ich bin auch überzeugt, daß der kleine Nashornbulle das moderne Lastautomobil nicht zu schätzen wußte, das ihn mühselos vom Herzen Afrikas nach der Hafenstation gebracht hat. Er wußte ja nicht, daß in früheren Zeiten ein solcher Transport zehn- oder zwanzigmal so lange Zeit in Anspruch nahm, daß die kleinen Gefangenen entweder in geflochtenen Körben zwischen den Schultern zweier Neger schaukelten, oder höchstselbst im Zug der Karawane mitrotteten mußten, müde, durstend, staubbedeckt.

Kurzum, das kleine Nashorn hatte es verhältnismäßig sehr gut; auch die Meerfahrt war erträglich, bloß — als die Expedition nach Deutschland kam, — setzte erschreckend unfreundliches Regenwetter ein, und wir Menschen fürchteten, daß der Stolz unseres Zoo, dieser sechs Monate alte Spitznashornbulle, die Eingewöhnung nicht überstehen würde (wie der Bachausdruck heißt).

Aber es gibt nicht umsonst ausgezeichnete Tierpfleger in dem Garten und — was mir am wichtigsten erscheint — das Nashorn hatte ja einen Kameraden, eben jenes Gnu, mit dem es schon während der Überfahrt gut Freund geworden war.

Je größer meine Erfahrung mit Tieren wird, um so mehr komme ich zu der Überzeugung, daß gerade für die frisch importierten Geschöpfe der Wildnis nichts gefährlicher ist als die Einsamkeit; ja, ich meine, in einem modernen und human geleiteten Zoo dürfte überhaupt kein Tier einzeln gehalten werden.

Zuletzt sah ich in Berlin ein Nashorn etwa im Jahre 1916, ein altes veraltetes Geschöpf, das bewegungslos und träg im Dickschäuterhaus stand. Voriges Jahr brachte Herrn. Ruhe — wohl zum erstenmal nach dem Kriege — ein kleines Nashorn nach Hannover, und man wird verstehen, daß ich nun mit größter Erwartung diesem seltenen Gast und neuesten Mitglied unseres Berliner Tierparks entgegensah.

Als die ersten schönen Tage des Juni kamen, bot sich den Besuchern der Sonderschau dieser Anblick: Nashorn und Gnu, zwei Waisenkinder, spazieren ausflugs und ein wenig zu ernst für ihre Jugend, still, aber selbstbewußt, frei durch das Gelände, mitten unter dem Berliner Publikum. Man konnte, hatte man nur genügend Mut, die Hand auf den Rücken des kleinen Rhinoceros' legen, konnte die rauhe Runzelhaut berühren, indes die Sonne das lichte Grau noch heller kimmern ließ. Schwerer war es schon, den kleinen Gnuhock anzufassen, der gar zu gern sein Hinterteil herumkimmte und drei oder vier nervöse Sprünge machte. Um dann allerdings sofort stehen zu bleiben, indes der dicke Kamerad gemächlich hinter ihm hertrötete.

Mehr als einen halben Meter darf die Distanz zwischen beiden nie betragen, ob sie nun im Schatten der Bäume zum Mittagschlummer ausgestreckt oder bemüht sind, jeder auf seine Weise, die schräg aufsteigende Stufentribüne zu erklimmen. Gar zu gern stehen sie Schulter an Schulter, lenken die beiden schweren Köpfe, wackeln mit den großen, besäumten Ohren und knabbern an dem frischen Laub der Zweige, die ihnen der Wärter sorgfältig ausgereicht hat.

Wie alle Kinder, sind auch diese beiden besonders neugierig. Das Spitznashorn versucht, seinem Spezialnamen alle Ehre zu machen, indem es den vorn spitz zulauenden Kopf in alle möglichen und unmöglichen Winkel steckt, wobei es eines schönen Tages die beiden Hornzapfen, Maul und Stirn mit dem Grün eines frisch geätzten Laubs „übermalte“. Das Gnu stand still daneben, ein wenig verwundert, hülte sich aber, die weiße Halsmähne zu beslecken, die es wegen seiner Sonderbezeichnung „Weißhalsgnu“ zu tragen verpflichtet ist. Es schüttelte den dunkelbraunen Kopf und peitschte mit dem Schweif ein paar Fliegen von seinem flabellfarbenen Leib; dann prustete es, und als der Rhino-Kamerad noch immer nicht aus seiner Ecke hervorkommen wollte, stieß es ihm die spitzen Hornansätze in jene Gegend, auf der wir Menschen für gewöhnlich sitzen. Das Nashorn fuhr empört herum; das Gnu floh in eleganten Sprüngen, stand dann still und drehte den Kopf zurück, um mit Befriedigung festzustellen, daß der dicke Freund getreulich nachgezottelt kam.

Aber bei einem Nashornkind sind sechs Wochen eine Spanne Zeit, in der sich manches ändert. Und so mußte kürzlich für Nashorn und Gnu die Bewegungsfreiheit etwas beschnitten werden. Einfach deshalb, weil der Dickschäuter frech wurde und eigenförmig, und weil seine Körperkräfte schon zu stattlich waren, als daß ein Wärter allein die motorische Gewalt hätte lenken können.

So befinden sich jetzt beide Tiere in einem schönen, weiten Auslauf des Antilopenhauses, haben einen dicken Baum, an dem sie sich schrubben können, und bekommen durch Vater Hertzprung, den erfahrenen Tierpfleger, die schönsten Zweige vorgelegt. Noch ist das Gnu der tonangebende Teil, d. h., wenn ihm das Knabbern allzu langweilig wird, produziert es plötzlich auf schlanken Beinen ein paar groteske Bodsprünge und ermuntert den Dicken durch einen Knuff zum lustigen Fangespiel. Aber dann bleibt dem Gnu schon heute nichts mehr übrig, als schleunige Flucht. Denn wie ein Teufel, oder zum mindesten wie ein irrsinniger Automobilmotor, jagt die graue Waise durch den Sand, so daß dicke Staubwolken aufwirbeln. Acht, zehnmal tobt die Jagd um den Baum herum; iäh und unvermittelt steht dann das Nashorn wie angewurzelt still, dicht vor einem Buchenweig, und seine Oberlippe verlängert sich grotesk und komisch zu einem langen Finger, der Blätter und Ästchen aufringelt und zu den Zähnen reißt.

Am schönsten ist der Anblick der beiden, wenn sie spät abends, eng aneinandergeschmiegt, im Strahbett schlafen, tief und ruhig, wirklich zwei Unzertrennlische, von denen der eine Partner, das Nashorn, wie eine Dampfmaschine schnarcht und schnaubt.

Die Blume.

Von Gösta Törneqvist.

Wir saßen, ein paar Freunde, auf einer Bank an dem hübschen Platz mit den bunten Blumenanlagen. Wir saßen lange da, denn bald mußte es vorbei sein mit den Blumen, und die Herbstwinde würden Löcher in die dichten Kronen der Almen und Platanen reißen. Jemand machte eine Bemerkung, daß die Blumenbeete gerade hier vielleicht die aller schönsten der Stadt seien.

Leonold sagte: „Aber gefährlich sind sie. Unter gewissen Umständen. Ich wage nicht, mit einer Dame an diesen Blumen vorbeizugehen.“

„Leonold fängt so an“, sagte Konrad, „damit wir glauben sollen, daß etwas Komisches kommt. Und will uns zwingen, seine Salbaderei mitanzuhören.“

„Es ist gar nichts Komisches, im Gegenteil“, sagte Leonold. — „Warum soll man denn traurige Geschichten erzählen?“ sagte Anton. — „Sie können doch lehrreich sein. Jetzt fange ich an.“ — „Mein Gott, er fängt doch an!“

„Jawohl. Herr Stein liebte Fräulein Cramer. Er hatte es ihr mehrmals gesagt, aber Fräulein Cramer hatte nichts Bestimmtes geantwortet. Immerhin konnte sich Herr Stein ermuntert fühlen, da Fräulein Cramer stets entgegenkommend erwiderte, wenn er telephonisch hat, einen kleinen Spaziergang mit ihr machen zu dürfen. Sie gingen in alle schönen Parkanlagen, sahen sich sämtliche Museen an und besuchten Cafés und Kinos. Eines Tages sagte Herr Stein: „Ich weiß einen Platz, den Sie noch nicht gesehen haben. Da sind die schönsten Blumenanlagen der Stadt.“ Herr Stein meinte diesen Platz. Er führte Fräulein Cramer hierher. Sie setzte sich auf diese Bank, auf der wir jetzt sitzen und erörterte, daß sie entzückt von dem Plaze im ganzen sei, aber vor allem von den Blumen. Sie dankte Herrn Stein, daß er ihr diesen hübschen Platz gezeigt hätte. Herr Stein freute sich, daß er das Richtige getroffen hatte. Dann sagte Fräulein Cramer ganz unvermittelt: „Herr Stein, ich möchte gern die Blume da haben, die große, rote. Pflücken Sie sie mir doch, bitte!“ — „Aber, verehrtes Fräulein Cramer“, sagte Herr Stein, „Sie wissen doch, daß es verboten ist, hier Blumen abzupflücken.“ — „Darauf kommt es jetzt nicht an. Ich möchte gern die Blume haben. Wollen Sie sie mir holen?“ — „Ich würde Ihnen gern ein Duzend solcher Blumen in einem Blumenladen kaufen“, sagte Herr Stein. „Aber daß ich öffentliche Anlagen beschädigen sollte, ist ausgeschlossen. Wo sollte das hin, wenn wir alle anfangen, Blumen hier abzupflücken.“ — „Sie haben mir so oft versichert, daß Sie mich lieben. Ich habe nie einen Beweis verlangt. Wenn ich jetzt um so eine Kleinigkeit wie diese Blume bitte, wasagen Sie das nicht? Leben Sie wohl, Herr Stein!“ Und damit ging sie. Herr Stein blieb zurück, bitter, aber ohne zu wanken. Er pflückte keine Blume ab. Und er hat Fräulein Cramer nie wieder gesehen. Wie findet ihr Herrn Steins Verhalten?“

„Ich finde, daß er ganz korrekt gehandelt hat“, sagte Konrad. „Herr Stein mußte sich freuen, eine Dame los zu werden, die einen so niedrigen Charakter hat, daß sie ihn aus lauter Eitelkeit zu einer Übertretung auffordert.“

„Es ist ja nicht gesagt, daß sie einen niedrigen Charakter hat“, sagte Anton. „Vielleicht war es nur eine kindliche Laune. Herrn Steins Fehler war, daß er nicht dafür gesorgt hatte, daß er mit Fräulein Cramer richtig verlobt war. Dann braucht man sich nicht so rücksichtslos auszu-drücken. Er hätte dann antworten können: „Rebe doch keinen Unsinn! Und versuche nicht noch mal, mich wie einen Schulkingen zu behandeln! Denn dann gehe ich überhaupt nicht mehr aus mit dir!“ Dann wäre sie ganz klein und häßlich geworden, darauf kannst du dich verlassen!“

„Ja“, sagte Oskar, „würde ihr die Blume geholt und die Strafe riskiert haben. So einen kleinen Seitensprung kann man seiner Liebe wegen wohl tun.“

Wir schwiegen eine Weile. Da kam Fräulein Seewald. Sie ist Oskars Auserkorene. „Jetzt“, flüsterte Leonold, „wollen wir Oskar auf die Probe stellen.“ Und dann lenkten wir das Gespräch auf die Blumen.

„Oskarchen“, sagte Fräulein Seewald, „ich möchte gern die Blume da haben, die große, rote.“

„Weiter nichts?“ sagte Oskar, sprang auf den Rasen und pflückte eine Blume ab.

Da trat hinter einer Gruppe Damen ein Grüner hervor. Er packte Oskar, führte ihn zur Wache und stellte ihm eine Strafe wegen Diebstahls, Sachbeschädigung und ärgerniserregenden Betragens in Aussicht.

Da sagte Fräulein Seewald: „Mit einem Menschen, der von der Polizei zur Wache geführt wird und wegen Diebstahls verurteilt wird, will ich nichts zu tun haben!“

Leonold hatte recht. Es scheint etwas Gefährliches mit den Blumen auf diesem Platz zu sein.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

* „Rheinisches Land und Volk bei lateinischen Schriftstellern.“ Von Dr. S. Massen. Teil-Wiesbaden. (Mörscher'sche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.) Dieses soeben erschienene Bändchen verfolgt den Zweck, die Zitierte des lateinischen Unterrichts mit der heimatischen Betrachtungsweise zu vereinigen, indem der Verfasser die naheliegenden Beziehungen zwischen rheinischem und römisch-lateinischem Wesen stofflich und methodisch für den Unterricht herausstellte. Der Bogen dieser Berührungen spannt sich von Caesar bis Piccolomini. Die gewählte geschichtliche Anordnung bietet den Vorteil großer Übersichtlichkeit, die Einleitung gibt ein knappes, aber klares Bild dieser Beziehungen. Die mit treffenden Überschriften versehenen einzelnen Stücke eignen sich vorzüglich als Erweiterung der Caesar- und Tacituslektüre, die aber nicht zurückgegriffen oder gar ersetzt werden, sondern, wie die kurze Verweisung auf die betreffenden Stellen bei diesen Autoren erkennen läßt, die organische Grundlage für die Benutzung des Bändchens abgeben soll.

* S. Hefele: „Die Entsagenden“, Novellen. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Den in dem kleinen Bande vereinigten Erzählungen eignet eine Stimmungsmalerei von recht eindringlicher Farbigkeit und ein lebendiges, spürbares Gefühl für seelische Deutung. Kein eigentlich bezwingendes Geschehen ist es, das in Varianten abgehandelt wird, und die Helden der verschiedenen Novellen haben eine gewisse Passivität gemeinsam. Es fehlt ihnen der letzte Schwung von Tatkraft, das Leben zu meistern, Hemmungen und Bedenken trennen sie vom Besitz einer geliebten Frau; sie werden, wohl aus dem Zwang ihrer Natur heraus, alle zu „Entsagenden“, wie der Titel des Buches die Erlebnisbezirke umschreibt, vielleicht gar ein wenig zu deutlich, so daß das Wissen um den Ausgang jeweils die Spannung vorzeitig beeinträchtigt. In stimmunggebenden Details wird der Verfasser gern ein wenig breit; man sieht indes über diese Schwäche leicht hinweg, da seelische Zusammenhänge sehr fein herausgearbeitet sind und die Menschen in scharf umrissener Klarheit erscheinen, etwas sonderlich wohl, aber ganz menschlich in ihrem Kämpfen und Sehnen. Start belebendes Element wird der Hintergrund, der in überzeugender Schärfe gestaltete historische Rahmen und die in passender Vision geschaute südliche Landschaft. Is.

* Thea von Harbou: „Frau im Mond“, Roman. Mit 16 Bildern aus dem Film. (August Scherl G. m. b. H., Berlin.) Mit prachtvoller, stets gesteigerter Spannung wird hier die Geschichte, die gegenwärtig im Ufa-Palast als Film läuft, erzählt. Wie eine Handvoll Menschen im Raumschiff aus der Erdatmosphäre heraus, in das eisige, leere Nichts faulen und in den Schluchten des Mondes landen. Sechs Menschen fliehen dem Unbekannten entgegen: Wolf Hellus und sein Freund Windegger, die Erbauer des Schiffes, Friede Belten, das von beiden geliebte Mädchen, und der alte, verbitterte Professor Mankeldt, der verlassene Karrenprophet der Mondfahrt. Zwei sind dabei, die nicht eingeladen waren: Gustav, der Berliner Portierjunge, motorenbegeistert und abenteuerhungrig, jetzt blinder Passagier, und der Yankee Walt Turner, ein in allen Wassern gewaschener Gauner, der sich durch gerissene Tricks die Teilnahme erzwang und nun mit seinen dunklen Plänen ein gefährlicher Fahrgenosse ist. Der Leser wird diesen brillant im Filmtempo einsetzenden Roman nicht eher aus der Hand legen, bis er des Ausganges gewiß ist.

* „Frans Liszt. Himmlische und irdische Liebe“, Roman von Joseph August Lux. Mit 16 zeitgenössischen Abbildungen, usw. (Verlag von Richard Bong, Berlin W. 57.) Das Leben Frans Liszts, das wie kaum ein anderes von Ruhm umstrahlt und von Frauenliebe umhegt war, lebt in diesem ungewöhnlichen Roman mit künstlerischer Frische und Anschauung auf. In Paris, dem Boden der französischen Romantik, vollzieht sich der Aufstieg des „petit Liszt“, den die Freundschaft mit Chopin, Berlioz, der George Sand und dem Demokraten Laménais verbindet. Es folgt die glückliche, dennoch unbefriedigende Zeit der Liebe zur Gräfin d'Agoult, die dem Künstler drei Kinder, darunter Cosima, schenkt. Einsam durchlebt Liszt wieder auf Konzertreisen, die dauernde Triumphe sind, als Virtuose die Welt, während er den tiefsten Sinn seines Lebens nur noch in eigenen Tonschöpfungen sieht. Da erschüttert ihn die „Tannhäuser“-Partitur des noch unbekannten Richard Wagner aufs tiefste, denn was hier Ausdruck erhalten, das hat er selbst gestalten wollen — den Kampf des göttlichen

Elementes in uns mit irdischer Begier und Liebe. Dennoch wird er der Förderer, Prophet und Freund Richard Wagners, dessen Dämon ihn immer wieder anzieht und abstößt. Wie sich zugleich Liszts Seele mehr und mehr der himmlischen Liebe, seine Musik religiösen Klängen zuwendet, bis er als Abbe die Weihen empfängt.

* Marie Samson: „Ola Langerud in der Stadt“, Erzählung. Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. (Verlag von Albert Langen, München.) Wir Deutschen, die wir Knut Samson innerlich so mit Beschlag belegt haben, daß wir uns immer erst besinnen müssen, daß er ein Norweger ist, durften vor zwei Jahren die freudige Überraschung erleben, daß nun auch seine Frau, das Marie Samson uns etwas zu werden begann. Seit ihren „Langerudkindern“ und ihrem zweiten Werk, den „Langerudkindern im Winter“, deren großer Erfolg in Deutschland sie bekannt ist, rechnen wir auch sie zu den Unseren. Daß sie dazu noch — eine Seltenheit unter den Frauen! — eine große Humoristin ist, erhöht den beklügenden Zauber, den ihre Bücher auf uns ausüben. Ja, wir vergessen all unser Ungemach und lernen lachen von dieser Prachtfrau; die uns in ihrem neuesten Buch wieder von den nun heranwachsenden Langerudkindern und deren Gespielen erzählt, besonders aber von dem Ältesten, Ola, dem tapfersten und nobelsten kleinen Mann, den man sich vorstellen vermag. Wer dieses Buch liest, wird es auch denen in die Hand geben wollen, mit denen er es gut meint.

* Robert Sighens: „Der Garten Allahs“, Roman. (Verlag Paul Hölman, Wien IV.) Der Garten Allahs — das ist die Sahara, so genannt von den Arabern wegen ihres Farbenglanzes und ihrer Wunderkraft. In der Märchenluft dieser Welt, deren exotische Zauber Sighens mit eindringlicher Genauigkeit erstehen läßt, erfüllt sich das Schicksal zweier einsamer Menschen und ihrer Liebe, die mit einem tragisch-herodischen Verzicht endet. Es sind sehr eigentümliche Menschen, die hier einander begegnen, die Engländerin Domini Enfield und der Russe Boris Androvsky. Domini hat England verlassen, weil die europäische Zivilisationstümpfe sie anwidert, und auch ihr eigenes Wesen ist ihr so problematisch geworden, daß sie nur unter ganz neuen Lebensbedingungen zu sich zu kommen hoffen kann. In Beni-Mora lernt sie einen Mann kennen, der ihr, ohne daß sie noch weiß warum, großen Eindruck macht, denn ihn scheint ein großes Leid zu drücken, etwas Rätselhaftes, das ihr unerklärlich ist. Mitleid und Liebe rinnen in eins, sie heiratet ihn, der gleichfalls eine große Leidenschaft zu ihr gefaßt hat, und ihre Hochzeitsreise führt sie quer durch die Sahara. Doch immer noch behält Androvsky sein scheues Wesen, sein Leid scheint immer tiefer zu werden, und die liebende Frau dringt in ihn, sich ihr doch ganz zu vertrauen. Da sie nicht abläßt, ihn mit Fragen zu bestürmen, gesteht er endlich, daß er ein flüchtiger Trappistenmönch ist, der nach zwanzig Jahren sein Gelübde gebrochen hat, verlockt von dem Zauber des Weltlebens, der ihm vorgegaukelt wurde, und nun vor seinen Gewissensqualen sich nirgendhin zu retten vermag; auch die erbarmende Liebe Dominis kann ihm nicht den Seelenfrieden wiedergeben. Das liebende Weib befreit in unendlichem Leid, das nur eines ihn zu retten vermag: die Ausöhnung mit Gott. Und nachdem sie sich zum Verzicht durchgerungen hat — sie ist eine fromme Katholikin —, bestimmt sie Androvsky, ins Kloster zurückzukehren, in Gott Trost, Entföhnung und Frieden zu suchen.

* „Zeppelin fährt um die Welt.“ Das Gedächtnisbuch der „Woche“. Mit 160 Bildern in Kupfertiefdruck. (Verlag Scherl, Berlin.) Heinz v. Lichberg, der als Sonderberichterstatter des Verlages Scherl die Fahrt mitmachte, schildert uns in seinem Bordtagebuch die einzelnen Etappen. Die vortrefflichen Kupfertiefdruckbilder, die zum Teil zum ersten Mal veröffentlicht werden, zeigen uns in bunter Folge die unübersehbaren Wasserflächen, die menschenleeren asiatischen Wälder und Steppen und fremdartige Städte, die das Luftschiff in rascher Fahrt überflog.

* „Ein Auto-Leitfaden für den Laien.“ (Ullstein-Verlag, Berlin.) Man braucht kein Auto zu besitzen, aber man muß etwas davon verstehen, mitreden können, um „up to date“ zu sein! Das Ullstein-Sonderheft „Autofahren“ erklärt an Hand ganz großer Photos und klarer Zeichnungen die komplizierten technischen Vorgänge endlich einmal so einfach und deutlich, daß auch der technisch unbegabte Laie sie verstehen kann. Es zeigt, wie man den Wagen prüft, wie man anfährt, schaltet, lenkt. Es lehrt die wichtigsten Verkehrsregeln für Stadt- und Fernfahrten, berät den Anfänger beim Kauf eines Wagens und gibt Ratschläge für einfachere Reparaturen.